

KBA 83 93

KARL LINKE:

Die Freiheit Gottes und des Menschen

KARL BARTHS VERMÄCHTNIS

Karl Barth ist am 10. Dezember 1968 in Basel gestorben. Sein Werk und sein Wirken hat der Tod zu einem unwiderrüflichen Ende gebracht, nicht aber seine Wirksamkeit und seine Wirkung. Sie reden noch zu uns, wiewohl er selbst nicht mehr zu reden vermag. Solange werden sie reden, wie es der Herr der Gemeinde und der Welt für nötig und gut zur Klärung und Korrektur kirchlich-theologischen Denkens und Handelns hält.

Das Werk Karl Barths ist Fragment geblieben. »Die kirchliche Dogmatik« umfaßt zwar dreizehn nicht gerade schmale Bände, aber vollendet ist sie nicht. Und doch macht sie nicht den Eindruck eines Torsos. Jeder einzelne Band bietet in sich das Ganze dessen, was Karl Barth zu sagen hatte. Das gilt auch und gerade von seinen letzten drei Veröffentlichungen: »Einführung in die evangelische Theologie«, 1962; »Ad Limina Apostolorum«, 1967; »Das christliche Leben (Fragment), Die Taufe als Begründung des christlichen Lebens, Die Kirchliche Dogmatik, Vierter Band, Vierter Teil«, 1967. Auch ihr großes Thema ist die Freiheit Gottes und die in ihr gegründete und ihr entsprechende Freiheit des Menschen, nicht die Freiheit irgendeines Gottes, sondern des Gottes, der sich in dem Menschen Jesus Christus geoffenbart, der seine Offenbarung in der Schrift des Alten und des Neuen Testaments durch ganz und gar menschliches Wort selbst bezeugt hat und der jene seine Selbstoffenbarung auf Grund dieses Zeugnisses durch ganz und gar menschliches Reden seiner Gemeinde in der Welt selbst verkündigt, damit und so daß der Mensch im Hören darauf seine ihm von Gott geschaffene und besorgte, allein wahrhaft menschliche Freiheit erfaßt und so sein Leben in echter Partnerschaft mit Gott und mit seinen Mitmenschen führt. Dieser Freiheit hat alles zu dienen: das wissenschaftliche Unternehmen der Theologie, die sich durch das Zweite Vatikanische Konzil erneuernde Römisch-Katholische Kirche und die christliche Taufe.

Die Theologie

In der »Einführung in die evangelische Theologie« hat Karl Barth das Manuskript seiner letzten einstündigen Vorlesung, die er im Wintersemester 1961/62 in Basel gehalten hat, zum Druck gebracht. Es ist ein schmales Buch von nur 224 Seiten daraus geworden, ein Band also, der den Zeitgenossen nicht von vornherein durch seine Dicke abschreckt, sondern ihn durch seine »energisches Kürze« zum Lesen einlädt. Die doppelte Absicht dieses »Schwanengesanges« war die, »mir selbst und den Zeitgenossen in Kürze darüber Rechenschaft zu geben, was ich auf dem Feld der evangelischen Theologie fünf Jahre als Student, zwölf Jahre als Pfarrer und dann vierzig Jahre lang als Professor auf allerlei Wegen und Umwegen bis jetzt grundsätzlich erstrebt, gelernt und vertreten habe. Vielleicht hatte ich auch den Nebengedanken, insbesondere der heute jüngeren Generation noch einmal eine Übersicht über meine Alternative zu der Mixophilosophicotheologia (eine Prägung des alten Abraham Calvo!) zu verschaffen, die im Augenblick vielen als das Neueste vom Neuen so mächtig einzuleuchten scheint.«

»Ich wittere Philosophie«, so sagte er einmal, als er in Marburg in einer Diskussion im Auditorium Maximum der Universität Rudolf Bultmann gegenüberstand. Die Witterung dafür und die

darin beschlossene Bedrohung der Freiheit der Theologie hat ihn nie verlassen, obwohl er selbst für eine Weile sich dem platonisierenden Denken überließ, bis er, von Theodor Siegfried und anderen darauf aufmerksam gemacht, auch diese Bindung löste. In der Gefangenschaft von Philosophie, Historismus, Religionsphilosophie, Religionsgeschichte und Religionspsychologie lag die Theologie, als Karl Barth begann. Und in der Gefangenschaft des Staates und der Kultur lag die evangelische Kirche. Psychologie, Soziologie, Verhaltensforschung und Kybernetik drohen heute da und dort sich aus hilfreichen Mitteln zur Erkenntnis und Bewältigung einzelner, bestimmter Lebensprobleme zu absoluten Herren des Lebens, auch in der Theologie, zu entwickeln, die in ihren Netzen die Wirklichkeit einfangen und sie mit ihnen überziehen. Schon Kampfgenossen Karl Barths ließen sich von philosophisch-anthropologischen Denkmitteln, deren sie sich zu bedienen gedachten, gefangen nehmen, so daß aus Denkmitteln unter der Hand Denkgesetze wurden. So etwa die Existentialien des frühen Heidegger. Später gab die Seins- und Sprachphilosophie des älteren Heidegger, die Wiedergeburt des historischen Jesus, eine gewisse Hegel- und Marx-Renaissance, die Identitätsphilosophie Schellings und die utopische Hoffnungsphilosophie Blochs Anstoß zur Entwicklung neuer theologischer Richtungen, während die Kirche sich kramphaft und nicht immer anziehend der Öffentlichkeit und der Modernität verschrieb und so die lockte, die immer und bei allem dabei sein müssen, weil sie die Einsamkeit ihres am Kreuz zwischen Himmel und Erde ausgespannten Herrn nicht zu ertragen vermögen. Barth hat es erleben müssen, wie weite Kreise der Kirche und Theologie das Erstgeburtsrecht ihres universalen Glaubens und Verstehens für das Linsengericht aller möglichen einseitigen und reichlich seltsamen, und darum unmöglichen Alternativen verkauften.

Karl Barth faßt diese Gefahr, daß sich die alte Gefangenschaft wiederholt, klar und deutlich ins Auge: »Die Gemeinde pflegt jeweils in der Regel sehr gründlich von dem zu leben, was, gestriger christlicher Erkenntnis entsprechend, gestern in ihr und zu ihr gesagt wurde. Die Theologie ist unterdessen hoffentlich etwas weiter gekommen, und was sie heute zu erkennen meint, denkt und redet, wird mit dem, was die Väter (gerade die unmittelbaren Väter) dachten und sagten, nur selten ohne weiteres übereinstimmen, viel wahrscheinlicher lebhaft davon differieren. Wenn das, weil die Theologie eine lebendige Wissenschaft ist, in Ordnung geht, so wird sie doch — indem doch auch sie selbst von jener Theologie von gestern herkommt — gut tun, mit dieser Kontakt zu behalten und also — credo ut intelligam — gerade auf die Väter von gestern mit besonderer Aufmerksamkeit zu hören, sie in optimam partem zu interpretieren, gerade ihre Probleme ja nicht fallen zu lassen, sondern weiter zu treiben, gerade ihre Fragestellungen immer wieder zu bedenken und zu berücksichtigen und dann neu aufzunehmen und wohl auch zurechtzustellen. Es könnte ihr sonst widerfahren, daß die Söhne von heute sich morgen als die begeisterten Wiederentdecker und vielleicht Rächer der Großväter erweisen könnten und daß dann das vielleicht nur scheinbar vollbrachte Werk der Überwindung von deren Schwachheiten und Irrtümern noch einmal von vorne anfangen müßte. Davor bewahr uns, lieber Herr Gott!«

So besteht er darauf, daß die Theologie in erster Linie Theologie, Lehre von Gott, und nicht Anthropologie, Lehre vom Men-

schen, zu treiben hat, daß nicht Gott dem Menschen, sondern der Mensch Gott zugeordnet wird, weil der partnerschaftliche Verkehr zwischen Gott und dem Menschen von Gott und nicht vom Menschen ausgeht: »Evangelische Theologie arbeitet mit drei untergeordneten Voraussetzungen, nämlich (a) allgemein mit dem Ereignis der menschlichen Existenz in ihrer unauflöselichen Dialektik, die sie mit der Selbstkundgebung Gottes im Evangelium konfrontiert sieht, (b) im besonderen: mit dem Glauben von solchen Menschen, denen es gegeben ist und die dazu willig und bereit sind, diese Selbstkundgebung Gottes als auch und als gerade für sie geschehen zu anerkennen, zu erkennen und sich zu ihr zu bekennen, (c) allgemein und besonders: mit der Vernunft, d. h. mit dem Wahrnehmungs-, Urteils- und Sprachvermögen aller und so auch der glaubenden Menschen, das es diesen technisch ermöglicht, sich an der dem im Evangelium sich selbst kundgebenden Gott zugewendeten theologischen Erkenntnisbemühung aktiv zu beteiligen. Das heißt nun aber nicht, daß es ihr geboten oder auch nur erlaubt wäre, an Stelle Gottes die menschliche Existenz oder den Glauben oder des Menschen geistiges Vermögen (auch wenn zu diesem auch ein besonders religiöses Vermögen – ein »religiöses Apriori« gehören sollte) zu ihrem Gegenstand und Thema zu machen, in dessen Entfaltung das Thema »Gott« dann erst nachträglich und beiläufig zur Geltung zu bringen wäre: nicht ohne unter den Verdacht zu geraten: »Gott« möchte, der Krone von England vergleichbar, nur ein Symbol, eine bloße façon de parler sein. Sie weiß wohl, daß es dem Gott des Evangeliums in der Tat um die menschliche Existenz geht, daß er den Menschen in der Tat zum Glauben an ihn erweckt und aufruft, daß er damit in der Tat sein geistiges (und nicht nur sein geistiges) Vermögen in seiner Totalität in Anspruch nimmt und in Bewegung setzt. Was das heißt, interessiert sie aber, indem sie sich zuerst und umfassend für ihn selbst interessiert. Sie denkt und redet unter der übergeordneten Voraussetzung von Gottes Existenz- und Souveränitätserweis. Wollte sie es umgekehrt halten – wollte sie statt den Menschen Gott, Gott dem Menschen zuordnen – so müßte sie sich in die babylonische Gefangenschaft irgendeiner Anthropologie oder Ontologie oder Noologie, d. h. irgendeiner vorweggenommenen Deutung der Existenz, des Glaubens, des geistigen Vermögens des Menschen begeben. Evangelische Theologie ist dazu weder gezwungen noch ermächtigt. Sie wartet ab und läßt es vertrauensvoll darauf ankommen, wie sich die Existenz, der Glaube, das geistige Vermögen des Menschen – sein Selbstsein und sein Selbstverständnis – in seiner Konfrontation mit dem ihm vorgeordneten Gott des Evangeliums darstellen möchte. Sie ist im Blick auf jene untergeordneten Voraussetzungen, in aller Bescheidenheit freie, d. h. ihren Gegenstand freibehende und so, d. h. durch ihren Gegenstand in ihrem Verhältnis zu jenen untergeordneten Voraussetzungen ihrerseits immer wieder befreite Wissenschaft.«

Darum warnt er vor jeder gesetzlichen Bindung der Theologie an bestimmte Denkmittel und an eine bestimmte Begrifflichkeit: »Der Gegenstand der Theologie: der Gott des Evangeliums in seinem Werk und Wort verhält sich zu seiner Erkenntnis, wie sich eben Gott zum Menschen, der Schöpfer zu seinem Geschöpf, der Herr zu seinem Knecht verhält. Er ist schlechterdings zuerst auf dem Plan: ihm kann seine Erkenntnis nur folgen, ihm kann sie sich nur unterordnen und anpassen. Er macht sie allererst wirklich und möglich. Er verpflichtet, befreit und beruft den Theologen dazu, seiner gewahr zu werden, ihn zu bedenken, von ihm zu reden. Ein Apriori ihm gegenüber kann er nicht geltend machen. . . Natürlich arbeitet die Theologie als eine menschliche Wissenschaft wie alle anderen immer und überall mit den jeweils in ihrer Zeit und Situation teils überkommenen, teils neu aufkommenden Anschauungen, Begriffen, Bildern, Sprachmitteln. . . Sie kann sich aber in keiner Zeit und Situation einladen, geschweige denn verpflichten lassen, irgendeine jeweils herrschende oder herrschen wollende allgemeine Anschauungs-, Begriffs-, Bild- und Sprachregelung, ob sie nun im Namen des Aristoteles oder des Cartesius, Kants, Hegels oder Heideggers proklamiert sei, als ein sie bindendes Gesetz zu anerkennen. Sie kann das nicht nur darum nicht tun, weil sie – nur ihrem Gegenstand

unbedingt verpflichtet – eben durch ihn zu einem nach allen Seiten offenen und beweglichen Sehen, Denken und Sprechen aufgefordert und ermächtigt ist. Warum sollte sie nicht auch von den jeweils gangbaren Vorstellungen, Begriffen, Bildern und Redewendungen – sollten sie sich als dazu tauglich erweisen – und also getrost »eklektisch« – Gebrauch machen? Das heißt aber eben nicht, daß sie in dem jeweils Gangbaren eine für sie autoritative Vorschrift zu anerkennen hätte. Sie hat nach der sich aus ihrem Gegenstand, dem göttlichen Logos ergebenden Logik, Dialektik und Rhetorik zu fragen, wird es also wagen müssen, durch das Gehege der jeweils als allgemein gültig empfundenen und mehr oder weniger feierlich ausgegebenen Maßstäbe richtigen Vorstellens, Denkens und Redens auf ihrem eigenen Weg mitten hindurch zu gehen. Fortschritt, Besserung ist in der Theologie nie von der Unterwürfigkeit gegenüber den jeweiligen Zeitgeistern, sondern – in heiterer Aufgeschlossenheit auch ihnen gegenüber! – immer nur von einer erhöhten Entschlossenheit zu einem ihrem eigenen Gesetz folgenden Erkennen zu erwarten.«

So führt Karl Barth in eine freie evangelische Theologie, nicht im Sinne einer konfessionellen, sondern einer durch das Evangelium von Jesus Christus bestimmten, wahrhaft »katholischen«, »konziliaren« oder auch »ökumenischen« Theologie ein.

Auf Vorwort und Erläuterung des Themas folgen vier Hauptteile: Der Ort der Theologie, Die theologische Existenz, Die Gefährdung der Theologie, Die theologische Arbeit. Jeder Hauptteil gliedert sich wieder in vier Abschnitte, die jeweils in einer Erörterung über den Geist, den Glauben, die Hoffnung und die Liebe gipfeln. Der Geist Gottes und Jesu Christi ist es, der die Freiheit der Theologie schafft, wann und wo es ihm gefällt, indem er in der Gemeinde und ihren Theologen diese seine größten Gaben weckt, in deren Betätigung der auf das Wort Gottes hörende Theologe seine diesem Wort entsprechende Antwort mit allen ihm zu Gebote stehenden menschlichen wissenschaftlichen Mitteln zu erarbeiten vermag.

Es lohnt sich, sich dieser Einführung anzuvertrauen, die ja nicht nur in Barths Theologie einführt, sondern vielmehr in rechtes theologisches Denken überhaupt.

Die römisch-katholische Kirche

»Ad limina Apostolorum« berichtet von Karl Barths im Zusammenhang mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil unternommener »Pilgerfahrt zu den Gräbern der Apostel« und zu Papst Paul VI. vom 22. bis 29. September 1966.

Das nur 66 Seiten starke Bändchen enthält vier Stücke: einen humorvollen »historischen Bericht« über den Verlauf seines Besuches in Rom; die von ihm aufgrund eines sorgfältigen Studiums der Konzilstexte knapp und präzise formulierten »Fragen in Rom«, die er einzelnen Vertretern und Gruppen der verschiedenen theologischen Richtungen zur Beantwortung vorgelegt hat; einen kleinen, scharfsinnigen und in die Zukunft weisenden Aufsatz »conciliorum Tridentini et Vaticani I in haerens vestigiis«?! (»In Nachfolge des Trienter und des Ersten Vatikanischen Konzils«, der sich mit der dogmatischen Konstitution über die göttliche Offenbarung »Dei verbum« (»Gottes Wort«) befaßt; schließlich einen ebenfalls humorvollen »Brief in Sachen Mariologie« an einen deutschen katholischen Theologen, der ihm seine unveröffentlichte Vorlesung über Mariologie zur Einsicht und Stellungnahme zugesandt hatte.

Infolge Krankheit konnte Karl Barth nicht als persönlich eingeladener »Beobachter« an den letzten beiden Sessionen des Zweiten Vatikanischen Konzils teilnehmen. Die Sache packte ihn aber so sehr, daß er die Arbeit an seiner Selbstbiographie beiseite legte, um sich »noch einmal der theologischen Gegenwart zuzuwenden«, wozu ihn weder die »Diskussion über die törichte »Gott ist tot«-Bewegung«, noch die »ebenso törichte sogenannte Bekenntnis-Bewegung« haben verlocken können. Karl Barth setzt hier gewisse sachliche Prioritäten, wenn er in diesem Zusammenhang von dem »uns viel dringlicher angehenden und objektiv viel

wichtigeren Problem des römischen Katholizismus« spricht. So reiste er denn nach dem Konzil nach Rom, um sich dank der überaus freundlichen Vermittlung des Sekretariats für christliche Einheit unter Kardinal Bea privat und vertraulich zu unterrichten »über die Art, wie die Beschlüsse des Konzils in der unmittelbaren Umgebung des Zentrums der Katholischen Kirche verstanden und ausgelegt werden«.

Die zu diesem Zweck formulierten Fragen treffen genau die – sowohl im Sinne einer progressiven katholischen konziliären Bewegung, als auch in der Sicht einer »evangelisch-katholischen« Theologie – kritischen Punkte der Konzilsdokumente. Obwohl ganz speziell formuliert, zeigen sie den ganzen Barth, dem es immer nur um die Freiheit Gottes und des Menschen geht.

Karl Barth räumt ein, daß die dem Reformkonzil gestellte pastorale, das heißt seelsorgerliche Aufgabe, sowohl die Erneuerung des theoretischen und praktischen Selbstverständnisses der Kirche im Lichte der sie begründenden Offenbarung, als auch die Erneuerung ihres Denkens, Redens und Tuns heute im Lichte der modernen Welt erfordert. Aber er läßt deutlich erkennen, daß die Orientierung an der Offenbarung den Vorrang haben muß vor der Orientierung an der Moderne, wenn es nicht zu unerwünschten Wiederholungen der im neueren Protestantismus begangenen Fehler kommen soll. Daß diese Sorge nicht unbegründet ist, zeigen die inzwischen verstärkt ausgebrochenen Kämpfe zwischen den konservativen und progressiven Kräften der Katholischen Kirche, die wie alle solche Auseinandersetzungen auf unsinnige Alternativen hinauslaufen, weil ihr Wesen darin besteht, Zusammengehöriges auseinanderzureißen und nicht Zusammengehöriges miteinander zu vermischen.

Auf jene Allgemeinen Fragen folgen Spezielle Fragen zur Konstitution über die Liturgie, zu den Dogmatischen Konstitutionen über die Kirche und über die göttliche Offenbarung, zur Pastoralen Konstitution über die Kirche in der heutigen Welt, zu den Dekreten über den Ökumenismus, über das Laienapostolat, über die Missionstätigkeit der Kirche, zu den Deklarationen über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen und über die religiöse Freiheit.

Die meisten dieser Fragen, jedesmal unterteilt in Verständnisfragen und Kritische Fragen, treffen auch uns Evangelisch-Katholische. Es sind brüderliche Fragen eines auch schon in die Irre Gegangenen und somit Betroffenen. Die restlichen Stücke des Bändchens unterstreichen die Frage nach dem Vorrang des Zeugnisses der Heiligen Schrift vor der kirchlichen Tradition und dem kirchlichen Lehramt ebenso wie die Frage nach dem Verhältnis zwischen Christologie und Mariologie, bzw. nach der Konkurrenz zwischen den beiden und den Folgen dieser Konkurrenz für das Kirchenverständnis.

Besonders eindrücklich ist die Ablehnung des Verständnisses der Kirche als der Verlängerung der Selbstoffenbarung Gottes zugunsten ihres Verständnisses als eines menschlichen Zeugendienstes in Beantwortung der Selbstoffenbarung Gottes in Jesus Christus.

Und sehr wichtig der Hinweis auf die heilsgeschichtliche und heilsoffenbarungsmäßige Zusammengehörigkeit zwischen dem Israel der Vergangenheit und Gegenwart und der Kirche!

Das Resultat seiner Reise hat Karl Barth selbst so formuliert: »Ich habe eine Kirche und Theologie aus der Nähe kennengelernt, die in eine in ihren Auswirkungen unübersehbare, langsame, aber sicher echte und nicht mehr rückgängig zu machende Bewegung geraten ist, im Blick auf die man nur wünschen möchte, es ließe sich ihr bei uns etwas Entsprechendes an die Seite stellen. Wenn ihr doch eine Wiederholung wenigstens der schlimmsten Irrtümer, die bei uns seit dem 16. Jahrhundert begangen worden sind, erspart bleiben möchte! Die Worte »protestantisch« und »Protestantismus« sähe ich gern aus unserem Sprachschatz verschwinden – und mit ihnen die heute nur noch hinterwäldlerischen Ausnahmeartikel in unserer schweizerischen Bundesverfassung! Der Papst ist nicht der Antichrist! Der Apparat, der gegen uns gerichteten Anathematismen von Trient steht ja mit allerhand anderem altem Rüstzeug auch nur noch – im Denzinger. Ich bin ultra montes so vielen Christenmenschen begegnet, mit denen ich

in aufrichtigem Ernst reden, aber auch herzlich lachen konnte, daß ich nicht ohne Wehmut an gewisse Gartenzwerge in unseren Gehegen zurückdenken konnte. Alle Optimismen im Blick auf die Zukunft verbieten sich von selbst. Noch stärker gebietet sich aber eine ruhig brüderliche Hoffnung, verbunden mit der Willigkeit, unterdessen im Kleinen und im Großen gründlich vor unseren eigenen Türen zu wischen. »Konversionen« von uns hinüber zur römisch-katholischen Kirche, oder umgekehrt: von dort herüber zu einer unserer Kirchen haben als solche keinen Sinn (peccatur intra muros et extra!). Sie können einen Sinn nur haben, wo sie die gewissensmäßig notwendige Gestalt von »Konversion« – nicht zu einer anderen Kirche, sondern zu Jesus Christus, dem Herrn der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche sind. Grundsätzlich kann es hüben und drüben nur darum gehen, daß ein jeder sich an seinem Ort in seiner Kirche zum Glauben an den einen Herrn und in seinen Dienst rufen lasse.«

Die christliche Taufe

1943 hat Karl Barth seine »Kirchliche Lehre von der Taufe« erscheinen lassen. Er hat in ihr die Taufe als Gnadenmittel Gottes gelehrt, allerdings nicht in dem kausativen Sinn, daß Gott uns darin seine Gnade vermittelt, wohl aber in dem kognitiven Sinn, daß er uns durch sie seine Gnade als solche erkennen läßt. Von da aus sah er sich gezwungen, die Ordnung und Praxis der Kindertaufe, die er als bloßes Selbsterhaltungsmittel der Volkskirche beurteilte, abzulehnen.

Unter dem Eindruck des Buches seines Sohnes Markus Barth, »Die Taufe ein Sakrament?«, 1951, hat er jene Lehre aufgegeben. Die Taufe gehört, sofern sie christliche Wassertaufe ist, nicht zum Heils- und Offenbarungshandeln Gottes, auch nicht im kognitiven Sinn, sie ist kein Gnadenmittel Gottes, sie ist kein Sakrament. Sakrament, Gnadenmittel, Heils- und Offenbarungshandeln Gottes ist für ihn ausschließlich die »Geistestaufe«. Sie, die Gottes eigenes Werk und Gottes eigene Wirkung ist, läßt den von ihr erfaßten Menschen zu der Erkenntnis kommen, daß Gott in Christus durch den Heiligen Geist mit ihm persönlich im Bunde, ihm gut ist, daß sein Evangelium ihm gilt. In Christus hat Gott zum Menschen, zu allen Menschen, Ja gesagt, und in Christus haben alle Menschen zu Gott Ja gesagt. In Christus hat Gott sich den Menschen geschenkt, und die Menschen haben sich in ihm Gott geschenkt. Das ist in der Geschichte Jesu Christi ein für allemal geschehen. Der so beschenkte einzelne Mensch erfährt es durch die Geistestaufe, wann und wo es dem Geist gefällt, ihm das zu offenbaren, ihn das erkennen zu lassen.

Was ist aber dann die Wassertaufe? Die Wassertaufe gehört auf die Seite des Tuns des Menschen, in den Bereich der Ethik. In ihr antwortet der Mensch, der sich von der christlichen Gemeinde taufen läßt, auf Gottes Wort, auf seine Zusage und Forderung in Christus. Die Wassertaufe ist der erste Schritt des neuen, dem Täufling von Gott in Christus geschenkten und durch den heiligen Geist in der Geistestaufe offenbar gemachten Lebens. Die Wassertaufe ist zugleich exemplarisch für das ganze neue Leben, alle seine folgenden Schritte in seinem Gnadenbunde unter der Herrschaft Christi und des heiligen Geistes. Sie ist der erste Fall und der exemplarische Fall des christlichen Lebens, des Handelns, der Ethik.

Gott behandelt den Menschen in seinem Bund als wirklichen Partner, als wirkliches Subjekt. Der Mensch ist für ihn nicht bewußt- und willenloses Medium, Instrument, Objekt. Er schenkt ihm ja gerade in Christus, und macht ihm das durch den Heiligen Geist offenbar, das wahre menschliche Leben, das er, der Mensch selbst, in freiem, bewußtem, von ihm verantwortetem und gewolltem Gehorsam gegenüber Gottes und Christi gutem Gebot führen kann und soll. Gottes eigenes Wort will des Menschen eigene Antwort.

Barth unterscheidet scharf zwischen Geistestaufe und Wassertaufe und verweist die Wassertaufe aus dem Bereich des Sakraments in den der Ethik. Er steht damit gegen die Mehrheit der

christlichen Kirchen und gegen die ganz überwiegende Auffassung der neutestamentlichen Forscher. Nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung hat die Taufe im Neuen Testament sowohl sakramentalen als auch ethischen Charakter. Karl Barth kommt nach eigener Exegese aller einschlägigen Stellen des Neuen Testaments zu dem Ergebnis, daß diese nicht zur Annahme des sakramentalen Charakters der Taufe führen müssen, im Gegenteil. Diese Exkurse aber überzeugen nicht. Sie zeigen nur, wie machtvoll seine Sicht des Taufgeschehens ihn beherrscht. Sie ergibt sich aus einer sich zwar an die Reformation anschließenden, aber über diese hinausführenden, eigenen Erfassung der Mitte des biblischen Zeugnisses, von der er zu einer »Entmythologisierung« und Existentialisierung des sich in der Wassertaufe vollziehenden Geschehens kommt. Es wird sich vermutlich herausstellen, daß Karl Barth im Interesse einer wahrhaft menschlichen Existenz in Entsprechung zu dem Wort des Menschen suchenden Gottes der Theologie unserer Epoche ist, der tatsächlich im einzelnen wirklich »entmythologisiert« hat, der tatsächlich aufgrund des biblischen Zeugnisses mit heutigen menschlichen Worten und Begriffen, Denk- und Sprachmitteln die Botschaft des Evangeliums gedolmetscht hat. Ihm liegt daran, daß der Mensch, nachdem er Gott recht gegeben und ihn in Jesus Christus durch den heiligen Geist so zu sich hat reden lassen, wie er, Gott selbst, es wollte, nun, nachdem seine Existenz ganz und gar in Gott gegründet ist, zu seinem Recht als Mensch, als wirklicher Partner Gottes und der Menschen kommt. In diesem Interesse soll weder Gottes Handeln im Handeln des Menschen auf- und verlorengehen, noch das Handeln des Menschen im Handeln Gottes.

Karl Barth will die Wassertaufe keineswegs entwerten, und er will sie schon gar nicht überflüssig machen. Denn sie beruht auf einem Gebot Gottes, dem in freiem Gehorsam zu folgen ist. Sie ist nicht eine willkürliche Erfindung des frommen Menschen und auch nicht eine zwangsläufig mitzumachende gesellschaftliche Konvention. Zwar ist es nicht der Taufbefehl im Rahmen des Missionsbefehls von Mt. 28, der die Einsetzung oder Stiftung der christlichen Wassertaufe darstellt. Das eigentliche Gebot Gottes, die eigentliche Stiftung oder Einsetzung findet sich vielmehr in der Taufe Jesu durch Johannes, mit der Jesus seine Geschichte, die sich an seinem Kreuz vollendete, begann. Indem er sich von Johannes mit der Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden am Jordan taufen ließ, hat Jesus sich mit allen solidarisiert, die dieser Taufe bedürften und bedürfen, und hat sich gerade darin als Gottes geliebter Sohn erwiesen, an dem er Wohlgefallen hatte und auf den es zu hören gilt. Weil und wie dies der erste Schritt Jesu Christi in seiner Geschichte mit Gott war, muß es nun auch notwendigerweise der erste Schritt in der Anerkennung und der Führung des neuen christlichen Lebens des Täuflings sein. Der Tauf- und Missionsbefehl Mt. 28 ist nur die Ausformulierung des mit der Geschichte Jesu selbst gegebenen Gebotes der Wassertaufe durch die Gemeinde. Wem diese Geschichte Jesu durch den Heiligen Geist aufgegangen ist als Gottes und seine eigene Geschichte, der kann gar nicht anders als dieser Geistestaufe die Wassertaufe folgen zu lassen. Die Wassertaufe hat eine bestimmte äußere und innere Struktur. Sie hat ihren Grund und ihr Ziel in dem ewigen und immer neuen Handeln Gottes in Christus durch den Heiligen Geist. Sie ist eine abbildende menschliche Aktion. Sie ist ein Gemeinschaftswerk des Täuflings und der taufenden Gemeinde. Sie ist ein freies Tun aller daran beteiligten Menschen. Als Andeutung einer leiblichen Waschung mit Wasser bildet sie das reinigende und erneuernde Handeln Gottes nach. Keiner kann sich selbst taufen, er bekennt sich zu der Gemeinde, von der er die Taufe begehrt, als ihr neues Glied, und die Gemeinde erkennt ihn als solches an, indem sie ihn tauft. Alle Beteiligten handeln im Blick auf Grund und Ziel der Taufe in freiem Gehorsam, der weiß, warum er gehorcht, und in ebensolcher Hoffnung, die weiß, worauf sie hofft.

Damit ist auch schon der eigentliche Sinn der Taufe signalisiert. Was ereignet sich in und mit dieser auf Gottes Tat antwortenden menschlichen Tat? Es ereignet sich die gemeinsame Umkehr von Täufling und Gemeinde aus der Eigenwilligkeit in den Gehorsam, aus der Angst in die Hoffnung, von einem alten auf einen neuen

Weg. Statt Gottes Willen zu verwerfen, gibt man Gott recht. Das verbindet und verpflichtet auch menschlich. Man macht miteinander durch seine Tat den neuen Weg fest, man bekennt sich zu ihm vor der Gemeinde und vor der Welt öffentlich, ohne sich aufzudrängen und ohne sich zu verstecken. Diese Umkehr bekommt ihre Radikalität zum Unterschied von allen sonstigen Wendungen im menschlichen Leben dadurch, daß sie nicht irgendeinem, Gott sich zuwendet, sondern dem einen, bestimmten, außer dem es keinen andern gibt, der Gottheit und Herrschaft über uns beanspruchen dürfte. Denn sie folgt dem Gebot und der Verheißung Christi und tritt so in seine Nachfolge ein. Zugleich schließt er sich seiner Gemeinde an, nicht um darin auf- und unterzugehen, sondern um eben dieses besondere Glied, das er ist, in ihr zu werden. In der Taufhandlung erfolgt eine bestimmte Absage und eine bestimmte Zusage in freier menschlicher Entscheidung, die Absage an den alten Weg der Selbstrechtfertigung und Selbstheiligung und die Zusage an den neuen Weg der in Christus geschehenen Rechtfertigung und Heiligung, unter die sich Täufling und Gemeinde stellen.

So ist die Taufhandlung das erste Ziel, auf das Gottes Heils-handeln und -wirken abzielt. Dieser Anfang ist kein Anfang, den man hinter sich zurückläßt; er ist das bleibende Gesetz, nach dem man angetreten; er ist das Prinzip christlichen Lebens überhaupt.

Natürlich weiß Karl Barth, daß die Taufhandlung als menschliche Handlung menschliche Armseligkeit und Gebrechlichkeit aufweist, daß sie sich durch sich selbst desavouiert, ganz abgesehen davon, daß und wie auch das ihr folgende christliche Leben diesen seinen Anfang kompromittiert. Darum kann sie ihrem Wesen nach, und das ist ihr eigentlicher Sinn, nur Gebet zu dem sein, der für alle unsere Verfehlungen ein- und gutzustehen vermag. Aber die darin zutage tretende Hoffnung auf Gott ist gerade darum keine resignierende, sondern tätige Hoffnung, wie in der Taufe so im ganzen christlichen Leben, tätig in der Bereitschaft zum Missionsdienst und Zeugendienst, der das Evangelium an »die draußen« weitergibt.

Die Ordnung und Praxis der Kindertaufe hat in dieser Tauflehre keinen Platz. Das ist die negative Konsequenz aus den positiven Ausführungen Barths, an denen ihm eigentlich liegt, nicht ohne deutlich zu fragen, ob der seine positive Darstellung ernst nimmt, der jene negative Folgerung in Theorie und Praxis der Kirche nicht zieht. Der »moderne« Mensch, der panisch und allergisch um sich schlägt, sobald er auch nur den Verdacht hat, daß ihm eine wichtige Entscheidung aufoktroiiert werden soll, hat es gewiß nicht leicht, eine Kirche glaubwürdig zu finden, die die Kinder aller ihr angehörenden Menschen durch die Säuglingstaufe vereinnahmt und so für ihren Fortbestand sorgt. Die Kirche würde ihm glaubwürdiger, wenn sie dem Einspruch Barths gegen ihre Taufpraxis Gehör schenken wollte. Die Kirche steht in der Schuld des »modernen« Menschen nicht, weil er modern ist, sondern weil Gott in ihm den Menschen, das Subjekt sieht. Die Kirche steht zugleich in der Schuld Gottes, weil sie das mit und aus der Taufe gemacht hat, was wir heute vor uns sehen. Gott hat sich das anders gedacht. Das gilt auch dann, wenn man sich Barths Tauflehre nicht zu eigen machen kann. Die Unmöglichkeit der Säuglingstaufe ergibt sich bereits aus der Theologie der Reformatoren. Auch für sie ist der Glaube ein bewußter, persönlicher, eigener Glaube, der Mündigkeit voraussetzt und fordert, in dem man durch niemanden — weder die Kirche, noch die Eltern, noch die Paten — vertreten werden kann. Um diesen mündigen Christen geht es dem Evangelium, um ihn sollte es darum auch einer mündigen, missionierenden, sich der Welt verpflichtet wissenden Kirche gehen.

Es ging uns um die Theologie, um die römisch-katholische Kirche und um die Taufe in der Sicht Karl Barths, also um drei ganz verschiedene Gegenstände. Aber bei ihnen allen ging es nur um ein Einziges: Die Freiheit Gottes und des Menschen. Darum möchten wir mit einem Wort des Apostels Paulus schließen:

»Alles gehört euch, ihr aber gehört Christus, Christus aber Gott.«

1. Kor. 3,22–23